

Thomas Maissen

Rückkehr zur Realität?

Überlegungen eines Historikers

Erleben wir gegenwärtig – im 21. Jahrhundert – einen epochalen Wandel, weg von der postmodernen Verflüssigung unserer Wahrheitskategorien und hin zu einem neuen Realismus, parallel zu nicht neuen, aber im Bewusstsein wieder nahe gerückten Realitäten wie Krieg, Terror und Wirtschaftskrise? Der Historiker scheut sich, eine solche Frage für seine eigene Zeit zu bejahen. Wohl kann man annehmen, dass die politischen Geschehnisse des Jahres 1989 auf eine Zeit hinaus unsere Welt prägten, also von einem Epochenjahr gesprochen werden kann, weil der Kalte Krieg zu Ende war. Aber bereits weniger klar sind die strukturellen Folgen von 2001 oder 2008, so fest sie auch in unserer Erinnerung verhaftet sind: Wird sich das Verhältnis zwischen den Weltreligionen oder die globale Sicherheitsordnung langfristig so entwickeln, dass dies auf die Terrorattacken in den USA zurückgeführt werden könnte; hat die Subprime-Krise unser Finanz- und Wirtschaftssystem grundsätzlich erschüttert, so dass es langfristig stabilere Formen erlangt oder in sich zusammenbricht? Das kann erst die Zukunft weisen; aus dem Sumpf der Gegenwart, in dem wir stecken, können wir uns nicht an den eigenen Haaren herausziehen. Wohl üben sich Historiker, zumal in Deutschland, gerne in Epochenzuschreibungen. Doch sie tun das im Wissen um die langfristigen Veränderungen, deren Ursachen sie in Epochenjahren verorten – und gelegentlich wieder revidieren. Epochen sind insofern ein sehr gutes Beispiel für geisteswissenschaftliche Konstruktionen, die es auch immer in Frage zu stellen gilt.

Das gilt erst recht für Versuche, die Gegenwart zu erfassen: für die Postmoderne ebenso wie für einen allfälligen Abschied von ihr. Schon die Bezeichnung 'Postmoderne' atmet die Unbeholfenheit dessen, der ahnt, wo er nicht mehr weilt (in der Moderne), aber noch nicht weiss, was denn für diese Zeit danach charakteristisch bleiben wird. Das wird sich ändern, wenn das grundsätzlich in alle Zukunft offene 'post' durch eine neue Setzung zugleich wieder zu

einem 'ante' eines klar erfassten Neuen geworden sein wird; oder – wahrscheinlicher – wenn ein besserer, positiver Begriff die Phänomene erfasst, die unsere Zeit von der 'Moderne' unterscheiden; aber dannzumal auch von der bevorstehenden 'Post-Postmoderne'.

Die sprachlichen Spielereien zeigen auch, dass es bei solchen Epochebegriffen um reichlich akademische Probleme geht. Ein Zeitalter der Religionskriege, des Kolonialismus oder der Weltkriege war für die Zeitgenossen selbst dann eine nur allzu deutlich vorgeführte Erfahrung, wenn sie diese Worte nicht im Mund führten. Was aber würden heutige Passanten auf der Strasse auf die Frage antworten, ob sie in der Postmoderne lebten? Oder gar, was denn diese Epoche ausmache? Auch wenn die geisteswissenschaftliche Selbstverortung in der Zeit Spass machen und Orientierung schaffen kann – übertrieben ernst sollten wir sie nicht nehmen.

Wenn man sich trotz solchen Vorbehalten auf die Risiken von Grenzziehungen in der Zeit einlässt, dann kann man die Postmoderne dadurch geprägt sehen, dass ihre Zeitgenossen die Gewissheiten der Moderne in Frage stellten. Sie beruhten zwar materiell und weitgehend auch intellektuell weiter auf der modernen Rationalität, hinterfragten jedoch die harten, aber simplen Wahrheiten, die im ideologischen Zeitalter aus positivistischen Wissenschaften geronnen waren. Die neue Linke entdeckte Marx als kritischen Fragesteller; und nicht mehr als wissenschaftlichen Propheten. Die Frauenbewegung entlarvte die Macht der Männer nicht nur in den Institutionen, sondern auch in den (eigenen) Köpfen. Die Grünen verwarfen den ökonomischen Machbarkeitsglauben zugunsten von Denkmodellen, die das Gewicht vom Berechenbaren hin zum Unwägbaren, Unsicheren und Bedrohlichen verschoben. Pazifisten und Rüstungsgegner erlebten 1989 den friedlichen Zerfall einer vor Atomwaffen strotzenden Supermacht als Fanal, dass in einer neuen Weltordnung die agonale Logik des militärischen Gleichgewichts nicht mehr Naturgesetz zu sein brauchte.

Dieser Entwicklung entsprach – zumindest zeitlich – ein Boom der 'neuen' Kulturwissenschaft, die den Menschen nicht mehr als Gefangenen sozialer Strukturen verstand, sondern als leidlich autonomen Gestalter seiner Umwelt; oder zumindest seiner Wahrnehmung dieser Umwelt. Den dabei angewandten Techniken widmeten sich die verschiedenen 'turns' hin zu den Kommunikationsakten

und ihren Medien (Sprache, Bilder, Vorführungen). Der Konstruktivismus entlarvte die zugrunde liegenden Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, die in ihrer sozialen Bedingtheit der Dekonstruktion anheimfielen. Die Philologie als hermeneutische Kerndisziplin wandte sich ab von der editorischen Rekonstruktion des wahren Urtexts, der zwar durch die Überlieferung korrumpiert ist, aber die Wahrheit in seiner Ursprünglichkeit so birgt wie die allererste Bibel Gottes Wort. Anstelle der Korruptelen erfasste die Textkritik nun die rhetorischen Zwänge in der literarischen Schöpfung der Welt, die keine Mimesis mehr war, ihre Darstellungslogik nicht dem Abgebildeten verdankte, sondern sie nach den Gesetzen von Sprache und Genre ihrem Gegenstand aufzwängte.

Es war, zumal für die Geisteswissenschaften, zweifellos hilfreich, dass die Entstehung ihrer Themen, ihrer Deutungen, ihrer Texte in den jeweiligen Eigenlogiken durchleuchtet wurden und nicht länger als Aneignung einer Aussenwelt galten. Gerade Historiker mussten nicht nur von Hayden White lernen, dass Geschichtsschreibung nicht einfach Quellen und die in ihr angelegten objektiven Deutungen aufspürte, sondern sich unter anderem literarischen Regeln unterwarf; zumindest wenn ihr eine minimale Darstellungskunst eigen war. Etwas voreilig wurde daraus der Umkehrschluss gezogen, dass Historiographie Literatur ist; nämlich nur Literatur – und nicht auch Literatur. Die historische Erzählung muss auch Regeln folgen, die der Schriftsteller ungestraft missachten darf. Sie unterliegt dem «Vetorecht der Quellen» (Koselleck), und kritische Rezensenten prüfen historiographische Texte darauf, ob sie plausibel sind, also sich in den aktuellen Wissensstand einordnen lassen; oder, wenn sie ihn sprengen, ob sie dabei nach anerkannten Regeln der Disziplin vorgehen.

Das Beispiel lässt sich verallgemeinern. Selbst wenn – mit Derrida – «praktisch alles» Text sein sollte, so sind es eben viele unterschiedliche Texte; und es sind (im eigentlichen Sinn) Texte, denen sich Leser und Interpreten unterschiedlich annähern dürfen und müssen, wie auch ihre Autoren sie nach unterschiedlichen Regeln verfasst haben. Wichtig für diese Regeln ist der unterschiedliche Bezug zu dem, was wir gemeinhin 'Realität' nennen – objektivierbare, konsensfähige Aussagen über empirische Wahrnehmungen, um es vorsichtig konstruktivistisch zu formulieren. Anders als der

Philosoph kann der Historiker mit einer solchen Realität recht pragmatisch umgehen: Ob es mich oder meinen Kugelschreiber real gibt oder nicht, ist irrelevant, denn damit umgehen muss ich auf jeden Fall. Auch Konstruktivisten empfinden Schmerz, wenn sie sich in den Finger schneiden oder eine ihnen liebe Person verstirbt. Dass sie über diesen Schmerz reden können und oft auch wollen, unterscheidet sie (vermutlich) von Tieren. Daran ändert auch nichts, dass sie den Schmerz, ihren eigenen, ursprünglichen Schmerz nicht vermitteln können, weder sprachlich noch performativ. Selbst wenn ich meinen Nächsten ebenfalls in den Finger schneide, ist es dann sein, nicht mein Schmerz, und wir haben keine Möglichkeit zu überprüfen, ob wir den gleichen Schmerz empfinden; den selben Schmerz können wir nicht empfinden.

Die konstruktivistische Skepsis ist also dort durchaus angebracht, wo sie unsere Unfähigkeit bezeichnet, die Realität als solche zu erfassen und – vor allem – sie verbal zu kommunizieren. Ganz egal, ob mein Kugelschreiber eine Realität ist oder nicht, als sozialer, kommunizierbarer Gegenstand entsteht er nur durch menschliche Bedeutungszuweisungen. Diese können aber mehr oder weniger zielführend sein, je nachdem ob mehr oder weniger Leute zum Beispiel eine Präzisierung des Kugelschreibers nach seiner Farbe nachvollziehen und teilen. Dasselbe gilt, nicht zuletzt, für Aussagen über die Geschichte: Sie erfassen die Vergangenheit nie so, wie sie gewesen ist, weil es auch die Gegenwart so, wie sie ist, nicht gibt, sondern nur als chaotische Häufung der Wahrnehmungen, wie sie Tolstoi anhand der Schlacht von Borodino magistral vorgeführt hat. Und doch ist es ein Unterschied, ob eine Nacherzählung zum Beispiel einer Schlacht die Wahrnehmungen vieler, weniger oder gar keiner Teilnehmer verarbeitet. Die historische Wahrheit proklamieren nur Politiker; aber sie bleibt ein ideales Ziel, dem ein Wissenschaftler mehr oder auch weniger nahe kommen kann. Das Urteil darüber, wo er steht, hängt auch von den jeweiligen Instanzen ab, die unterschiedlich sind: von der eigenen Einschätzung des ebenso selbstkritischen wie eitlen Forschers, von der Meinung seiner zwischen Eifersucht, Konkurrenzdenken und Anerkennung schwankenden Kollegen, vom schnellen Richtspruch eines weiteren Publikums, dem mehr an Klarheit als an Differenzierungen liegt.

Den verschiedenen Erwartungen an die Historiographie kann man nur genügen, indem man anschlussfähige Narrative mit nachvollziehbaren Begrifflichkeiten produziert. Sie unterscheiden sich je nach Verfasser, je nach Adressat, je nach Verhältnis zum Forschungsgegenstand. Undenkbar ist aber eine Geschichtsschreibung, die nicht früher oder später in ihren Entstehungsbedingungen analysiert und damit als Konstruktion entlarvt wird. Die dekonstruktivistische Skepsis bildet immer den Ausgangspunkt seriöser Geschichtsforschung, als Haltung, mit der ein Historiker seinen Quellen, seinen Deutungskategorien und seinen historiographischen Vorgängern gegenübertritt und neue Fragen aufwirft und beantwortet. Denn er weiss, dass diese Vorgänger mit den Problemen und Vorannahmen ihrer Zeit, mit allen grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Mängeln und aufgrund einer stets unvollständigen Quellenbasis zu bloss provisorischen Resultaten gelangt sind; und das gilt für ihn nicht anders.

Problematisch wird (De-)Konstruktivismus dann, wenn er nicht die Ausgangsposition des Forschers prägt, sondern vorgibt, Antworten und Lösungen zu liefern, die nicht mit den erwähnten Defiziten jeder Geschichtsschreibung, jeder Geisteswissenschaft, jeder Wissenschaft behaftet sind. Schnell wird die Suche nach Kategorien, die unbelastet sind von konventionellen Vorannahmen, zum Jonglieren mit Begrifflichkeiten, die ohne Rückbindung an – problematische, aber unvermeidliche – Realitätskonsense bloss noch in der Verfügbarkeit des Autors liegen, also nicht nachvollziehbar sein müssen oder wollen. Fachsprachen sind nötig. Aber wenn sie sich von der Alltagssprache auch der universitären Kollegen allzu sehr entfernen, werden sie hermetisch. Es mag sein, dass Geheimsprachen ihren Gegenstand tatsächlich besser abbilden; doch wenn sie niemand nachvollziehen kann, nützt das der Wissenschaft als Kommunikationsgemeinschaft nicht viel.

Auch der wichtige Kampf gegen Essenzialismen kann nicht zu einem un-essentiellen Sprachgebrauch führen. Wir alle wissen, dass es den Baum, die Natur, den Chinesen und erst recht den Menschen nicht gibt. Der Konstruktivismus hat uns gelehrt, dass viele Kategorien der modernen, im 19. Jahrhundert entstandenen Geisteswissenschaften auf das Bedürfnis zurückgehen, dass ein Staat sich seine Nation formte und erzog. 'Literatur' wurde so definiert, dass

ihr Wesen 'deutsch' oder 'französisch' sein und über die Jahrhunderte hinweg als Kontinuum verstanden werden konnte, als ob dasselbe deutsche Gen in Hartmann von Aue und Rilke innewohnte. Gerade die Geschichte als Wissenschaft entstand mit dem Zweck, frühe Wurzeln und ununterbrochene Wirksamkeit der Nation und der ihr zugeschriebenen unveränderlichen Qualitäten aus den Quellen herauszuarbeiten. Das Wissen um solche Mechanismen lehrt Vorsicht im Umgang mit allen sprachlichen Kategorien, die wir verwenden und die ihrem Gegenstand dabei stets auch Unrecht antun. Doch ferne sei die Illusion, dass es eine Metasprache geben könne, welche die Unzulänglichkeiten solch allgemeiner Kategorien überwinden könnte. Hoffentlich erliegen wir heute nicht mehr der Versuchung, das Wesen von Völkern in ihrer Vergangenheit festzuschreiben; anderen Versuchungen der sinnstiftenden Vereinfachung aber erliegen wir bestimmt. Nachkommende Historikergenerationen werden diese unsere blinden Flecken mit Genuss dekonstruieren, und das ist ebenso unvermeidlich wie gut.

Der dies schreibt, profitiert seit nunmehr fünf Jahren enorm vom wissenschaftlichen Austausch am Heidelberger Exzellenzcluster 'Asia and Europe in a Global Context'. Methodisch werden dort und auch anderswo in Heidelberg 'Transcultural Studies' grossgeschrieben. Es sind Ansätze, Fragestellungen, welche es ermöglichen, eurozentrische Herangehensweisen zumindest zu hinterfragen und idealerweise auch zu umgehen, indem sie vor Augen führen, wie stark etwa Kategorien wie 'Kunst' oder 'Politik' durch ihren westeuropäischen Entstehungskontext vorbelastet sind; und entsprechend auch ganze Disziplinen in ihren Methoden und Interessen, nicht nur 'Kunstwissenschaft' und 'Politikwissenschaft'. 'Transcultural Studies' richten sich ausserdem gegen essenzialisierende, monistische und homogene Vorstellungen von Kultur, mit denen komplexe (historische) Phänomene mit eindeutigen, exklusiven nationalkulturellen Zuordnungen beantwortet wurden und auch immer noch, je nach politischer Interessenlage, werden. Dies muss alles mitbedacht werden, wenn globale Wissenschaftskommunikation zustandekommen soll. Dieser Prozess wird zu massiven Modifikationen und Erweiterungen von etablierten Begriffen führen und dazu, dass Fremdwörter aus fernen Kulturkreisen und Kontinenten in die (englische) Wissenschaftssprache einfließen

werden. Solche Fremdwörter erfassen die jeweiligen Phänomene aus der jeweiligen kulturellen Tradition heraus treffend, taugen aber zugleich als Internationalismen. Das japanische 'Tsunami' ist ein solches, seit kurzem allgemein vertrautes Beispiel.

Eine Metasprache jenseits von Essenzialismen wird dadurch aber nicht entstehen. Die damit zusammenhängenden Schwierigkeiten internationaler und interkultureller Kommunikation führen im erwähnten Cluster immer wieder zu ausführlichen und kontroversen Debatten. Was soll man einer Chinesin aus Taiwan antworten, die in Deutschland studiert und auf Englisch fragt: «I wonder how transcultural I am»? In der Zeit der Globalisierung, die welthistorisch nie dagewesene Mobilität nicht nur von Eliten mit sich gebracht hat, ist die Erfahrung inzwischen verbreitet, dass man sich in verschiedenen und sprachlich, national, ethnisch, religiös unterschiedlich geprägten Umwelten bewegt oder diese in seiner Biographie kombiniert. Am eigenen Körper erleben wir vielfältige kulturelle Einflüsse, die sich nicht auf eine Nationalkultur zurückführen lassen und auch kaum auf die bloße Kombination von Nationalkulturen. Ist das aber deswegen eine 'transkulturelle' Prägung; oder nicht vielmehr eine stets unvermeidlich kulturelle Prägung, aber mit einer zunehmenden Zahl von Kulturträgern und einer abnehmenden Rolle des Staats, der vorübergehend vor allem dank des Schulwesens beinahe ein Monopol darauf hatte, Kultur als Produkt der einen Nation zu definieren, als deren politischer Vertreter er sich legitimierte? Die exklusive Zuschreibung von Kultur auf Nationen, die als homogen gedacht wurden, erfolgt aber nur in der welthistorisch gesehen kurzen Phase des 19. und 20. Jahrhunderts. Und selbst damals blieb dank multiethnischen Reichen, plurireligiösen Gemeinschaften, kulturellen Grossbegriffen (wie 'Abendland') und mehrsprachigen Staaten stets das Bewusstsein vorhanden, dass nationale Zuschreibungen keine erschöpfenden Erklärungen lieferten. Das leistet aber auch eine Transkulturalität nicht, die das, was sie zu überwinden vorgibt (den Essenzialismus eindeutiger kultureller Prägungen), in ihrem eigenen Namen mitschleppt, als ob es jenseits der (problematischen) bestehenden Kulturen eine Kultur gäbe, die sich ohne Rücksicht auf Sprachen, Religionen, Nationen laufend in Interaktion neu erfindet. Transkulturelle Phänomene gibt es nicht, wenn damit etwas anderes gemeint sein soll als eine (vorüberge-

hende) Kombination von konventionell zugeordneten Kulturprodukten wie Pizza und Budweiser auf dem Tisch eines schweizerischen Touristen in einem thailändischen Restaurant. 'Transkulturell' kann nicht die Antwort sein auf die Frage: «Wie ist das beschaffen?», sondern auf die Frage: «Wie muss ich vorgehen, um ein Phänomen in seiner komplexen Vielfalt zu erfassen, anstatt es vorschnell in eine vorgegebene Kategorie einzuordnen?»

Die Antwort an die englischsprachige Chinesin aus Taiwan in Heidelberg sollte also lauten, dass Transkulturalität kein messbarer Zustand ist und letztlich eine Trivialität: Alle Menschen, selbst Klosterschüler, sind von vielfachen kulturellen Einflüssen geprägt worden und nicht von einer homogenen Kultur. Statt die Transkulturalität von Menschen oder Phänomenen zu proklamieren, sollten wir sie genau beschreiben und erfassen, was uns wiederum auf die bestehenden kulturellen Begriffskategorien zurückführt, die unumgänglich sind, uns aber auch zu mehr Präzision zwingen als die Floskel Transkulturalität, die der migrierende Eskimo mit der philippinischen Hausangestellten in Dubai gemein hat – sonst aber nichts. Wir müssen uns dann fragen, ob jemand durch das Pizzessen Anteil an der italienischen Kultur gewinnt (und an welcher: der napolitanischen, der kampanischen?), oder erst durch Sprachkenntnisse, oder durch die Lektüre von Dante, oder durch das Leben im Land? Wir müssen uns also Gedanken machen darüber, wie kulturelle Prägungen entstehen und wie sie sich niederschlagen, und werden so zahlreiche komplexe Beispiele und Antworten finden, die viel spannender sind als das triviale Bekenntnis: Auch ich bin ein Transkultureller.

Diese Überlegungen können abschliessend wieder auf die Ausgangsfrage eines neuen Realismus zurückgeführt werden. Ein solcher ist nicht nur legitim, sondern eigentlich unvermeidliche Alltagspraxis in den Geisteswissenschaften, deren Publikationen – wenn sie nicht rein theoretisch sind – stets den Dingen einen Namen geben müssen. Wenn dies im Bewusstsein geschieht, wie problematisch diese Namen und wie fern diese Dinge sind, dann ist das durchaus ein Ertrag des postmodernen Konstruktivismus. Aber ein gemässigter, kontrollierter Realismus ist nötig, damit wir unsere Wissenschaften an sprachlichen Konventionen und an einem 'common sense' ausrichten, hinter die wir nicht zurückkönnen und

auch nicht zurückgehen wollen sollen. Zum einen, weil es nicht möglich ist, sich aus ihnen zu befreien; und zum anderen, weil – selbst wenn es gelänge, die Metasprache des Beobachters zu entwickeln – der Wissenschaft, die ihren gelebten Kontakt zum gesellschaftlichen Alltag und damit zur ‘Realität’ verliert, auch ihr Zweck und ihre Legitimation abhanden kommen. Sie ist für die Welt und die Menschen da, mit ihren Sorgen, Nöten und Hoffnungen, wie real oder eingebildet diese auch sein mögen.